



Krieg in den Alpen

Österreich-Ungarn und Italien
im Ersten Weltkrieg (1914–1918)

Nicola Labanca
Oswald Überegger (Hg.)

Nicola Labanca, Oswald Überegger (Hg.)

KRIEG IN DEN ALPEN

Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918)



2015

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Abteilung für Deutsche Kultur der Autonomen
Provinz Bozen-Südtirol und der Freien Universität Bozen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Transport einer Feldkamera/Standpunkt Palòn della Mare, ca. September 1917
(© Österreichische Nationalbibliothek)

© 2015 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Katharina Krones, Wien
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien
Druck und Bindung: Theiss, St. Stefan im Lavanttal
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79472-1

INHALT

OSWALD ÜBEREGGER

- 7 Einleitung. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg

REGIERUNG UND POLITIK

DANIELE CESCHIN

- 21 Regierung, Politik und Öffentlichkeit in Italien

MARTIN MOLL

- 45 Regierung und Politik in Österreich-Ungarn

MILITÄRISCHE KRIEGFÜHRUNG

FORTUNATO MINNITI

- 69 Generalstabschef Luigi Cadorna und die italienische Kriegführung

GÜNTHER KRONENBITTER

- 105 Die k.u.k. Armee an der Südwestfront

SOLDATEN

FEDERICO MAZZINI

- 129 Kriegserfahrungen. Italienische Soldaten an der italienisch-österreichischen Front

CHRISTA HÄMMERLE

- 155 Opferhelden? Zur Geschichte der k.u.k. Soldaten an der Südwestfront

GESELLSCHAFT UND MOBILISIERUNG

- GIOVANNA PROCACCI
181 Heimatfront. Die italienische Gesellschaft im Krieg

- HERMANN J. W. KUPRIAN
209 Heimatfronten. Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse in Österreich-Ungarn

KULTURELLE MOBILISIERUNG UND PROPAGANDA

- FABIO TODERO
239 Der »Große Krieg« und seine Darstellung in der italienischen Literatur

- OSWALD ÜBEREGGER
259 Kulturelle Mobilisierung. Die österreichisch-ungarische Kriegspropaganda gegen Italien

ERINNERUNG UND GESCHICHTSSCHREIBUNG

- NICOLA LABANCA
281 Der Erste Weltkrieg in Italien. Von der Erinnerung zur Geschichte und zurück

- WERNER SUPPANZ
307 Die italienische Front im österreichischen kollektiven Gedächtnis

- NICOLA LABANCA
331 Nachwort. Aus einer transnationalen Geschichte lernen

339 Autorinnen und Autoren

341 Personenregister

344 Ortsregister

EINLEITUNG

Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg

Die zeitgeschichtliche Forschung in Österreich und Italien – das sei hier an den Beginn dieser kurzen Einleitung gestellt – hat in den letzten Jahrzehnten kein ausgesprochenes Interesse für die Geschichte des jeweils anderen Staates entwickelt. Man lebt mehr oder weniger »Rücken an Rücken, in einem Zustand freundlicher Ignoranz des jeweils anderen«, so hat es jüngst einer der besten Kenner der beiden Historiographien treffend auf den Punkt gebracht.¹ Der thematische und zeitliche Schwerpunkt der bilateralen Forschungen konzentrierte sich traditionellerweise eher auf althistorische, mediävistische oder beispielsweise auch kirchengeschichtliche Themen. Und in räumlicher Hinsicht beschäftigte sich etwa die österreichische Italienforschung zudem primär mit den habsburgischen italienischen Gebieten, weniger mit Italien als solches. Aus italienischer Sicht hingegen blieb insbesondere aus zeithistorischer Perspektive Deutschland der attraktivere Raum geschichtswissenschaftlicher Fragestellungen und komparativer Forschungsbemühungen. Aufgrund dieser Präferenzen »verschwand Österreich«, um noch einmal Hans Heiss zu Wort kommen zu lassen, »aus der Wahrnehmung italienischer Zeitgeschichte.«² Die wenigen Protagonisten der italienischen zeithistorischen Österreichforschung umgab – um es überspitzt auszudrücken – die quasi-exotische Aura einer Art geschichtswissenschaftlichen Einzelgänger- und Spezialistentums.

Auch die »Zwischenkonjunktur« der von österreichischen und italienischen Historikern initiierten historischen Konferenzen in Innsbruck und Venedig Anfang der 1970er Jahre vermochte es langfristig insbesondere mit Blick auf zeithistorische Themen nicht, eine nachhaltigere und systematischere bilaterale Geschichtsforschung zu etablieren. Seit den 1980er Jahren verlagerte sich der

1 Hans Heiss, Rücken an Rücken. Zum Stand der österreichischen zeitgeschichtlichen Italienforschung und der italienischen Österreichforschung, in: Michael Gehler und Maddalena Guiotto (Hg.), Italien, Österreich und die Bundesrepublik Deutschland in Europa. Ein Dreiecksverhältnis in seinen wechselseitigen Beziehungen und Wahrnehmungen von 1945/49 bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 101–128, hier S. 101.

2 Ebd. S. 115.

Forschungsfokus in verstärkter Weise auf die österreichisch-italienische Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts und klammerte auf diese Weise weiterhin zeithistorische Fragen weitgehend aus.

Nichtsdestotrotz ist es zumindest mit Blick auf die Forschungen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten zu einem regeren Austausch zwischen italienischen und österreichischen Historikern gekommen, der eine Reihe von bilateralen Forschungsbemühungen und Veranstaltungen nach sich gezogen und ganz zweifellos Barrieren abgebaut hat.³

Diese neuen Kooperationen weisen rückblickend allerdings mehrere Defizite auf. Erstens blieb die bilaterale Forschung primär eine Angelegenheit von Historikern der direkt in das Kriegsgeschehen involvierten ehemaligen österreichisch-italienischen Grenzregionen. Die damit verbundene »Regionalisierung« der Weltkriegsforschung, die in den letzten Jahren einerseits wohl wichtige Ergebnisse zutage gefördert hat, stellte andererseits gleichzeitig aber auch ein gewisses Handicap für einen räumlich breiter angelegten transnationalen Blick auf den Ersten Weltkrieg in den beiden Staaten dar. Fernerhin blieb es, zweitens, auch in rezenterer Vergangenheit bei einzelnen, punktuellen Initiativen, die nach dem gewohnten Prozedere einer kurzfristigen Zusammenarbeit meist im Rahmen von gemeinsamen Tagungen beschränkt blieben. Das separierte Vortragen von Forschungsleistungen der eigenen (österreichischen oder italienischen) Weltkriegsforschung ohne in die Tiefe gehende wissenschaftliche Auseinandersetzung blieb bis in die jüngste Vergangenheit Standard der wissenschaftlichen Kommunikation (oder Nicht-Kommunikation). Und schließlich ging, drittens, all diesen Initiativen und Treffen meist ein überdachtes und ergebnisorientiertes konzeptionelles Design ab, das einen systematischeren komparativen transnationalen Blick auf den Ersten Weltkrieg in der Habsburgermonarchie und Italien erlaubt hätte. Um es anders zu formulieren: Dieser Austausch orientierte sich weniger an wissenschaftlichen Desiderata oder durchdachten Fragestellungen, sondern beschränkte sich meist auf die Pflichtübung, einfach all jene an einen Tisch zu bringen, die ein bisschen zum Ersten Weltkrieg geforscht hatten – bevorzugterweise in den Grenzregionen. Das schwerfällige herkömmliche Tagungsformat (Vortrag mit anschließender kurzer Diskussion) war schließ-

3 Vgl. beispielsweise folgende Tagungsbände: Brigitte Mazohl-Wallnig/Hermann Kuprian/Gunda Barth-Scalmani (Hg.), *Ein Krieg – Zwei Schützengräben, Österreich – Italien und der Erste Weltkrieg in den Dolomiten 1915–1918*, Bozen 2005; Emilio Franzina (Hg.), *Una trincea chiamata Dolomiti*, Udine 2003; Hermann Kuprian/Oswald Überegger (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung. La Grande Guerra nell'arco alpino. Esperienze e memoria*, Innsbruck 2006.

lich – gilt es ganz nüchtern zu bilanzieren – auch kaum geeignet, Forschungserkenntnisse der einen Wissenschaftskultur nachhaltiger in die jeweils andere zu transferieren und dort zu diffundieren. Es blieb – leider – bei einem Sich-Beschnuppern, bei einem Nebeneinander, bei vielen »braven« Diskussionen auf Ein- oder Zwei-Tages-Konferenzen.

Während eine wirkliche Rezeption der geschichtswissenschaftlichen Forschungsleistungen der jeweils anderen Geschichtsschreibung aus den genannten (und auch aus anderen, vor allem sprachlichen) Gründen im Wesentlichen unterblieb und auf diese Weise die Kenntnisse über die Geschichte des jeweils anderen Staates im Krieg meist nicht über die unverzichtbaren Grundkenntnisse und enzyklopädisches Wissen hinausreichten, tendiert dieses historische Wissen über den Krieg im Nachbarstaat in breiteren Bevölkerungskreisen gegen Null. Deshalb sind in der Öffentlichkeit mitunter noch immer die nach 1918 zahlreich entstandenen Stereotypen und Legenden präsent: die eindimensionale Interpretation des italienischen Kriegseintritts als »Verrat«; die Deutung der Verteidigungsleistung an der Südwestfront als militärisches »Heldentum«; die Zurückweisung eines militärischen Sieges Italiens in Kontinuität der zu Kriegsende entstandenen Legende von »Im Felde unbesiegt« und der »Dolchstoßlegende«. Die Liste könnte fortgesetzt werden. Neben der da und dort zu beobachtenden politischen Instrumentalisierung und Polarisierung im öffentlichen Diskurs trägt wohl in erster Linie das breite Nicht-Wissen mit dazu bei, dass im wissenschaftlichen Kontext längst relativierte oder über Bord geworfene Interpretationen und Standpunkte nach wie vor eine gewisse Deutungsmacht am Stammtisch beanspruchen können.

Der Prozess der historiographischen und gesellschaftlichen Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges – das zeigen auch die beiden Beiträge von Nicola Labanca und Werner Suppanz in diesem Band – war in beiden Staaten ein mühsamer und langfristiger Prozess.⁴ Die öffentliche österreichische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg mündete in der Zwischenkriegszeit relativ bald in einer Glo-

4 Vgl. dazu als Auswahl folgende Überblicke zur österreichischen und italienischen Weltkriegsforschung: Oswald Überegger, Vom militärischen Paradigma zur »Kulturgeschichte des Krieges«? Entwicklungslinien der österreichischen Weltkriegsgeschichtsschreibung zwischen politisch-militärischer Instrumentalisierung und universitärer Verwissenschaftlichung, in: Ders. (Hg.), Zwischen Nation und Region. Weltkriegsforschung im interregionalen Vergleich. Ergebnisse und Perspektiven, Innsbruck 2004, S. 63–122; Oliver Janz, Zwischen Konsens und Dissens. Zur Historiographie des Ersten Weltkriegs in Italien, in: Arnd Bauerkämper und Elise Julien (Hg.), Durchhalten. Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918, Göttingen 2010, S. 195–213.

rifizierung und Heroisierung des Krieges. Die zunehmende Idealisierung des Krieges und des Frontsoldaten als seinem vermeintlich heldenhaften Protagonisten, die Wiederbelebung der militärischen Überlieferungspflege sowie die Prävalenz militärischer bzw. militaristischer Werthaltungen und Mentalitäten vollzogen sich Hand in Hand mit dem sukzessiven Bedeutungsgewinn einer vornehmlich von ehemaligen Offizieren betriebenen selektiven Erinnerung an den Krieg, die sich im »Erinnerungskulturkampf« der Ersten Republik auf publizistischer Ebene und zusehends auch im öffentlichen Raum in Gestalt einer wirkmächtigen »Offiziersgeschichte« monopolartig festsetzte.⁵

Der selektive Blick dieser Offiziersgeschichte und die geschichtspolitisch motivierte Instrumentalisierung der verklärten Geschichte des Krieges ließen bald jene bereits erwähnten Deutungstereotypen hervortreten, die das öffentliche Kriegsbild weit über 1945 hinaus nachhaltig prägten.

Obwohl sich die zu beobachtenden Instrumentalisierungs-Dynamiken durchaus ähneln, verlief die Entwicklung in Italien im Vergleich mit Österreich anders. Italien stand 1918 auf der Seite der Sieger, und trotz so mancher enttäuschter Hoffnung war mit dem Erwerb der ehemals habsburgischen italienischen Territorien das Primärziel des Krieges erreicht. Der Krieg avancierte in der Folge zur »Grande Guerra« und zum »letzten Unabhängigkeitskrieg«, zum legitimen Kampf um »Trento e Trieste« und zu einem Ereignis, das endlich die territoriale und ideelle nationale Einheit des Staates geschaffen hatte. Dieses Geschichtsbild prägte eine ganze Generation von italienischen Intellektuellen und Politikern, und zwar gleichermaßen – wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung – im faschistischen wie antifaschistischen Lager. Diese nationalpatriotischen Deutungen erfuhren – das liegt auf der Hand – in faschistischer Zeit ihren Höhepunkt.

Die mittlerweile zu Stereotypen erstarrten Interpretationsmuster des Krieges gehörten zunächst auch noch nach 1945 zum Deutungs-Repertoire der italienischen und österreichischen Kriegserinnerungskulturen. Aus historiographiegeschichtlicher Perspektive stellten die ersten zwei Nachkriegsjahrzehnte in Österreich eine finstere Epoche dar, die mit Blick auf die Geschichte des Ersten

5 Vgl. zur Offiziershistoriographie und zur Rolle der Offiziere in der Ersten Republik: Peter Melichar, Die Kämpfe merkwürdig Untoter. K. u. k. Offiziere in der Ersten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9 (1998), S. 51–84; bzw. die ältere Arbeit von Wolfgang Doppelbauer, Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offizierskorps am Beginn der Republik, Wien 1988.

Weltkriegs kaum Neues hervorbrachte.⁶ In ähnlicher Weise beschäftigten sich nach 1945 zunächst auch die italienischen Historiker mit anderen, bevorzugterweise nicht zeit- bzw. gegenwartshistorischen Themen.⁷ Der Erste Weltkrieg stellte im italienischen historiographischen Diskurs der 1950er Jahre – darauf weist auch Nicola Labanca in seinem Beitrag hin – kein ausgesprochenes Konfliktthema dar,⁸ weshalb das nach 1918 entstandene patriotische Paradigma – natürlich bar seiner faschistischen Überformungen – weiterhin den zentralen Zugang zur Geschichte des Ersten Weltkrieges bildete, wenn auch die quasi »geerbte« Zelebration der »Grande Guerra« im demokratischen Italien der 1950er und 1960er Jahre kaum mehr mit dem Überschwang der Zwischenkriegszeit vergleichbar war und zu einem, so Giovanni Sabbatucci, »rituale un po stanco« (etwas müdem Ritual)⁹ herabsank.

Nach 1945 wurden die österreichisch-italienischen Beziehungen – und dadurch indirekt auch die Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges – maßgeblich

-
- 6 Vgl. dazu Johann Christoph Allmayer-Beck/Peter Broucek/Manfried Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg in der Österreichischen Geschichtsschreibung zwischen 1914 und 1984*, in: Jürgen Rohwer (Hg.), *Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg. Literaturberichte und Bibliographien von 30 Mitgliedsstaaten der »Commission Internationale d'Histoire Comparée«*, Essen 1985, S. 267–285, hier S. 274. Vgl. dazu auch in einem breiteren Kontext der Militärgeschichte allgemein Manfried Rauchensteiner, *Die Militärgeschichtsschreibung in Österreich nach 1945*, in: *Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.), Militärgeschichte in Deutschland und Österreich vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, Herford/Bonn 1985, S. 134–161, hier S. 148f. Michael Hochedlinger spricht mit Blick auf das Jahr 1945 von einem »Todesjahr des militärhistorischen Interesses alten Typs in Österreich«. Michael Hochedlinger, *Kriegsgeschichte – Heereskunde – Militärgeschichte? Zur Krise militärhistorischer Forschung in Österreich (Erster Teil)*, in: *newsletter des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. 7 (1998)*, S. 43–45, hier S. 44.
- 7 Vgl. dazu Mario Isnenghi, *La Grande Guerra*, in: Ders. (Hg.), *I luoghi della memoria. Strutture ed eventi dell'Italia unita*, Roma/Bari, S. 273–309, hier S. 306f., bzw. auch die Anmerkungen von Mario Isnenghi/Giorgio Rochat, *La Grande Guerra 1914–1918*, Milano 2000, 501f. »Im abgestumpften politisch-ideologischen Klima der Jahre des christdemokratischen Zentrums«, urteilt auch Giovanna Procacci, »war man sich in der italienischen Geschichtswissenschaft darüber einig, die Bearbeitung von zeithistorischen Themen, die die Jahrhundertsschwelle überschritten oder gar über das Jahr 1914 hinauswiesen, zu vermeiden.« Giovanna Procacci, *Die italienische Forschung über den Ersten Weltkrieg. Die »patriotische Deutung« des Krieges und die Kontroversen über die Legitimations- und Delegitimationsprozesse*, in: Oswald Überegger (Hg.), *Zwischen Nation und Region. Weltkriegsforschung im interregionalen Vergleich. Ergebnisse und Perspektiven*, Innsbruck 2004, S. 33–62, hier S. 34.
- 8 Vgl. Giovanni Sabbatucci, *La Grande Guerra come fattore di divisione: dalla frattura dell'intervento al dibattito storiografico recente*, in: Loreto Di Nucci und Ernesto Galli della Loggia (Hg.), *Due Nazioni, Legittimazione e delegittimazione nella storia dell'Italia contemporanea*, Bologna 2003, S. 107–125, hier S. 121.
- 9 Ebd., S. 122.

durch das Südtirolproblem belastet. Die Festschreibung der Brennergrenze nach dem Zweiten Weltkrieg konservierte und prolongierte die sich aus der historischen Erbfeindschaft speisenden Ressentiments. Insbesondere nach 1955 stellte das Südtirol-Problem bis zum Abschluss des Südtirol-Paketes von 1969 ein durchweg konfliktreiches Thema der österreichisch-italienischen Beziehungen und Wahrnehmungen dar, das sich allerdings infolge des Generationswechsels in den letzten Jahrzehnten – und insbesondere seit der 1992 erfolgten Streitbeilegungserklärung – deutlich entspannt hat. Im Zeichen dieser Entspannung verlieren auch die im Wesentlichen aus den Erbfeindschaftsdiskursen und dem Ersten Weltkrieg erwachsenen Ressentiments tendenziell an Bedeutung.¹⁰

Für die Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg stellten schließlich erst die 1960er Jahre eine entscheidende Wende hin zu einer kritischen Aufarbeitung der Kriegsgeschichte dar. In Italien erfolgte auf der Ebene der politischen Geschichte erstmals die nachdrückliche Zerstörung des Mythos von der im Krieg scheinbar vollendeten nationalen Einheit. Erstmals stand ein kritischer Blick auf den italienischen Kriegseintritt und seine Auswirkungen auf die italienische Gesellschaft im Zentrum der Geschichtsdebatten. Und auf der Ebene einer modernisierten militärgeschichtlichen Betrachtungsweise rückten Ende der 1960er Jahre auch die bisher stets tabuisierten Themen der soldatischen Verweigerung und militärischen Repression – mit der Niederlage von Caporetto im Zentrum – in den Mittelpunkt. In ähnlicher Weise wie in Italien vollzog sich in den 1960er Jahren auch in Österreich ein generationsbedingter und politisch-emanzipatorisch motivierter Paradigmenwechsel, allerdings bei Weitem nicht in derselben Intensität, Öffentlichkeitswirksamkeit und Nachhaltigkeit.¹¹ Die Bedeutung der Generation von Offiziershistorikern bzw. militärisch sozialisierten

¹⁰ Vgl. dazu die umfangreiche Literatur über die Geschichte der österreichisch-italienischen Beziehungen, die stets die diesbezügliche Bedeutung des Südtirol-Problems analysiert. Vgl. für zahlreiche andere Arbeiten: Rainer Münz, Österreich – Italien. Feindbilder von einst, Klischees von heute, in: Michael Morass und Günther Pallaver (Hg.), Österreich – Italien. Was Nachbarn voneinander wissen sollten, Wien 1992, S. 27–35; Michael Morass/Günther Pallaver, Erbfeindschaft, Entfremdung, Beziehungskonjunktur – oder schlicht: Gleichgültigkeit. Ein Resümee der italienisch-österreichischen Beziehungen, in: Morass/Pallaver (Hg.), Österreich – Italien, S. 245–265; Joe Berghold, Italien – Austria. Von der Erbfeindschaft zur europäischen Öffnung, Wien 1997; vgl. auch die klassische Pionierarbeit von Claus Gatterer, Erbfeindschaft Italien – Österreich, Wien 1972.

¹¹ Vgl. dazu ausführlicher Überegger, Vom militärischen Paradigma, S. 98–100; vgl. insgesamt zur italienischen Weltkriegsgeschichtsschreibung bzw. Kriegserinnerung auch die Arbeit von Fabio Todero, Le metamorfosi della memoria. La Grande Guerra tra modernità e tradizione, Udine 2002, vgl. nunmehr auch: Marco Mondini, La guerra italiana. Partire, raccontare, tornare 1914–18, Bologna 2014.

Historikern, die das Geschichtsbild des Ersten Weltkrieges wirkmächtig geprägt hatte, schwand in diesen Jahren zusehends. Unter den sich neu orientierenden Universitätshistorikern, die großteils nicht mehr der Kriegsgeneration angehörten, bahnte sich schließlich eine erste wissenschaftlich-kritische Auseinandersetzung mit der immer noch dominierenden Sicht der »Offiziersgeschichtsschreibung« an.¹² Vor allem in Italien profitierte von diesem Paradigmenwechsel, beginnend mit den 1980er Jahren, die allmähliche Herausbildung einer alltags- und mentalitätsgeschichtlich orientierten Weltkriegsforschung, die sich mit der Erfahrungsgeschichte der Soldaten, vor allem aber mit der »Heimatfront« auseinandersetzte. Die österreichische Weltkriegsforschung zog in dieser Entwicklung auch mit deutlicher Verspätung nach. In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben sich diese neueren Forschungsrichtungen – auch im Rahmen kulturgeschichtlicher Schwerpunktsetzungen – in beiden Staaten ausdifferenziert und vielfältige Forschungserkenntnisse zutage gefördert. Und im Rahmen dieser Neuorientierung der Weltkriegsforschung ist es auch zu einer Intensivierung der Kontakte zwischen österreichischen und italienischen Historikern gekommen.

Mit Blick auf sein Zustandekommen und auf die thematische Fokussierung stellt dieser Band vielleicht eine neue Qualität in der bilateralen österreichisch-italienischen Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte des Ersten Weltkrieges dar – freilich nicht ohne etliche Probleme, Defizite und Abstriche, die im Rahmen dieses Projektes gemacht werden mussten.

Diesbezüglich muss zunächst hervorgehoben werden, dass es nicht Ziel dieses Bandes war, die Geschichte Österreich-Ungarns und Italiens auf der Basis von Neuforschungen insgesamt aufzuarbeiten. Ausgehend von der österreichisch-italienischen Südwestfront sollte hingegen in mehreren, vor allem für ein breiteres, historisch interessiertes Publikum geschriebenen Überblicksbeiträgen speziell die Dimension der österreichisch-italienischen Geschichte des Ersten Weltkrieges in den Mittelpunkt gestellt werden. Deshalb steht in den einzelnen deutschsprachigen Beiträgen dieses Bandes auch die österreichische Reichshälfte der Monarchie deutlich im Vordergrund der Betrachtungen – und insgesamt das weite territoriale Einzugsgebiet der österreichisch-italienischen Front. Die thematische Abstimmung der jeweiligen Beiträge in den sechs Sektionen ist mehr – oder in einigen Fällen auch weniger – kohärent. Sie spiegeln im Wesentlichen den Forschungsstand des eigenen Landes wider, und die nicht immer

¹² Vgl. dazu auch Rauchensteiner, Militärgeschichtsschreibung, S. 150–153.

wirklich parallel angelegten bzw. exakt übereinstimmenden Schwerpunktsetzungen führen sich auf die jeweiligen Forschungsinteressen und Präferenzen der Autorinnen und Autoren und den Stand der historiographischen Aufarbeitung des Themas im jeweiligen Land zurück. Dementsprechend stehen sich die Beiträge der sechs Schwerpunktthemen inhaltlich einmal mehr und einmal weniger nahe. Aufgrund der längeren Vorlaufzeit dieses Bandes, die auch der Notwendigkeit zur Übersetzung der italienischsprachigen Beiträge ins Deutsche (und vice versa) geschuldet war, konnte zudem leider die im Vorfeld des Centenaires und im Jahr 2014 zahlreich erschienene Forschungsliteratur nicht mehr berücksichtigt werden.

Immerhin ist der Sammelband aber das Produkt einer intensiven, primär diskussionszentrierten Auseinandersetzung zwischen italienischen und österreichischen Historikern, die sich im Sommer des Jahres 2012 im Rahmen eines Workshops in Bozen getroffen und mit Blick auf das Centenaire von 2014 das Konzept dieses Buches besprochen und diskutiert haben. Und die Tatsache, dass dieses Buch in deutscher und italienischer Sprache (unter dem Titel: *La guerra italo-austriaca, Bologna 2014*) erschienen ist, wird sicher dazu beitragen, diese Beziehungsgeschichte einem breiteren Publikum in beiden Staaten näherzubringen. Auch wenn der Band letztlich keine wirklich transnationale österreichisch-italienische Geschichte des Ersten Weltkrieges verkörpert, bieten die sich an sechs Großthemen orientierenden, für ein breites historisch interessiertes Publikum geschriebenen Parallelgeschichten aus österreichischer und italienischer Perspektive für die Leserschaft die Möglichkeit, sich die Geschichte Österreich-Ungarns und Italiens im Ersten Weltkrieg – ich möchte sagen – als Vergleichsgeschichte zu »erarbeiten«.

Aus österreichischer Perspektive – und, wie Nicola Labanca in seinem Nachwort zu diesem Buch anmerkt, auch aus italienischer Perspektive – liefert ein solches komparatives Lesen dieses Buches so manche interessante neue Information, die einer breiten Öffentlichkeit und selbst in Historikerkreisen bisher kaum bekannt sein dürfte. Während in der österreichischen Öffentlichkeit zur Erklärung des italienischen Kriegseintritts über Jahrzehnte hinweg und in stereotyper Weise das Deutungsmuster des »Verrates« und einer vermeintlich machiavellistisch ausgerichteten Gesamtstaatspolitik im Sinne des »Sacro egoismo« Salandras bemüht wurde, zeigt Daniele Ceschin in seinem Beitrag auf, dass die italienische Gesellschaft tief gespalten war und sich in eine größere Gruppe von dem Krieg im Prinzip fernstehenden Bevölkerungsteilen und eine kleinere Gruppe von Interventionisten teilte, die wiederum stark fragmentiert

war und in mehrere Sub-Gruppen zerfiel, die mit dem Kriegseintritt jeweils unterschiedliche Assoziationen, Ziele und politische Visionen verbanden. Trotz einer lautstarken »Kriegspartei« gab es im Volk und seiner politischen Vertretung, im italienischen Parlament, keine Mehrheit für den Krieg.

Die infolge des Kriegsbeginns bzw. des italienischen Kriegseintritts stattgehabte Militarisierung der Gesellschaft und der Wirtschaft liest sich in den Beiträgen von Hermann Kuprian und Giovanna Procacci wie eine sich in geradezu frappierender Weise ähnelnde Parallelentwicklung: Von der Beschneidung staatsbürgerlicher Grundrechte zur Installierung einer Ausnahmegesetzgebung, von der Militarisierung der Arbeitswelt und der Wirtschaft zur Erweiterung der Kompetenzen der Militärgerichtsbarkeit, von der Sekundierung der Regierung durch das Militär zu den praktizierten Formen der Zwangsevakuierung der Zivilbevölkerung. All diese vermeintlichen »Kriegsnotwendigkeiten«, wie man das im Jargon der Zeit nannte, finden sich in beiden Staaten zum Großteil sogar in ähnlichen Formen und Dimensionen. Und auch wenn in Italien im Gegensatz zur österreichischen Reichshälfte der Doppelmonarchie das Parlament während des Krieges noch tagte, so war es doch, wie Daniele Ceschin festhält, weitgehend zur Ohnmacht verdammt. Während in Österreich-Ungarn als Folge des Kaiserwechsels und der Wiedereröffnung des Parlamentes im Mai 1917 eine Phase der Entspannung und des Rückbaus militärischer Machtkonzentration zugunsten einer tendenziellen politischen Erstarkung begann, wie Martin Moll erklärt, trat man in Italien infolge der nach der Niederlage von Caporetto im Oktober 1917 erlassenen strengen Anordnungen (Dekret gegen den Defätismus) in eine neue Phase der militärischen Repression ein. Angesichts dieser Befunde stellt sich letztlich auch die Frage, ob die in der österreichischen Geschichtsschreibung bis heute vorherrschende Deutung, dass der österreichische Ausnahmezustand in seiner Radikalität kaum eine Entsprechung in den anderen kriegsbeteiligten Staaten fand, nicht auch einer kritischen vergleichenden Revision bedarf.

Der Hinweis auf kriegsgegenerische oder zumindest wenig kriegsaffine Haltungen in der breiten italienischen Bevölkerung im Mai 1915 und die rasche Desillusionierung, die schon im Jahr 1916 zu größeren Protesten führte, korrespondieren schließlich mit neueren österreichischen Forschungen, die darauf hinweisen, dass zum einen die Kriegsbegeisterung im Sommer 1914 (das sogenannte »Augusterlebnis«) sehr viel differenzierter gesehen werden muss. Zum anderen erfolgte die Ernüchterung aber wohl auf dem Fuß. Desillusionierung war auch in der Donaumonarchie ein schleichender Prozess, der nicht erst, wie vielfach behauptet, im Laufe des Jahres 1917 begann, sondern bereits im Som-

mer 1914 seinen Lauf nahm und schon aufgrund der massenhaften Verluste in den ersten Kriegsmonaten im Osten und am Balkan sowohl an der Front als auch im Hinterland einen ersten Höhepunkt erlebte.¹³

Die im engeren Sinne militärhistorischen Beiträge des Bandes zeigen zunächst, in welcher kritischer Distanz sich geschichtswissenschaftliche Interpretationen mittlerweile zu alten nationalpolitischen Deutungen bewegen, die grundlegend hinterfragt werden. Für den Krieg gegen Italien scheint der vordergründig sozialdarwinistisch motivierte Antitalianismus innerhalb der k.u.k. Militärelite eine gewisse, lange vor 1914 entstandene ideologische Konstante zu sein, die sich im Vorfeld des Konfliktes insbesondere bei Conrad von Hötzendorf im imaginierten Vorgehen gegen Italien zu einer Art »Wunschkrieg« verdichtet hatte. Die Präventivkriegs-Vorstellungen des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs und die aggressive Entschlossenheit im Rahmen der als prioritär erachteten Weiterentwicklung des sogenannten Kriegsfalles »I« sprechen diesbezüglich Bände. Diesem ideologischen Bellizismus dienten eine Armee und eine militärische Praxis als Vehikel, die einer kritischen militärhistorischen Analyse zufolge eine ganze Reihe von Defiziten aufwies, die Günther Kronenbitter in seinem Artikel für die österreichische Seite anführt: die schon vor dem Krieg unzureichend ausgebauten Landstreitkräfte, insbesondere das Fehlen einer modernen Feldartillerie und der Mangel von Reserveformationen; die eklatanten Mängel in der strategischen und taktischen Kriegsführung; die Führungsdefizite und kontraproduktiven Konflikte innerhalb der primär auf eigene Erfolge bedachten, allzu narzisstisch veranlagten Feldherrn-Kaste, worunter die Effizienz der Kriegsführung enorm litt. Der Erfahrungsvorsprung gegenüber der italienischen Armee wurde letztlich kaum bzw. nur in unzureichendem Maß genützt. Damit waren die militärischen Verhältnisse und Gegebenheiten mit Blick auf die Vorbereitung des Krieges und die Effizienz der konkreten Kriegsführung jenen in Italien gar nicht so unähnlich. Fortunato Minniti kommt in seinem Beitrag auf einige dieser Defizite zu sprechen: die fehlenden Absprachen im militärischen Bereich unter den Alliierten, die über lange Zeit hinweg eher einer einzügängerischen Kriegsführung bzw. einem separierten Nebeneinander Vorschub leisteten; das Fehlen einer modernen artilleristischen Ausrüstung; die unzeitgemäße bzw. behäbige strategisch-operative Planung und unzu-

13 Vgl. dazu am Beispiel Tirols: Oswald Überegger, Der »Intervento« als regionales Bedrohungsszenario. Der italienische Kriegseintritt von 1915 und seine Folgen in der Erfahrung, Wahrnehmung und Deutung der Tiroler Kriegsgesellschaft, in: Gian Enrico Rusconi und Johannes Hürter (Hg.), Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915, München 2007, S. 117–131.

reichende Vorbereitung des Kriegs, um nur einige wenige zu nennen. Cadorna legte eine staunenswerte Resistenz gegenüber den seit Sommer 1914 international beobachteten Erfahrungen und Erkenntnissen der modernen Kriegführung an den Tag und verharrte in seiner Offensivdoktrin, die im Übrigen in ähnlicher Weise schon die k.u.k. Armee 1914 im Osten mit dem Ergebnis exorbitant hoher Verluste praktiziert hatte.

Die in den Beiträgen von Günther Kronenbitter und Fortunato Minniti veranschaulichten militärischen (strategischen, taktischen und operativen) Zusammenhänge bildeten gleichzeitig den übergeordneten Rahmen einer Kriegslebenswelt der Soldaten, die Christa Hämmerle und Federico Mazzini aus einer alltags- und erfahrungsgeschichtlichen Perspektive ausleuchten. Diese Analysen fördern wiederum eine ganze Reihe ähnlicher Befunde zutage, deren Rezeption in den beiden Historiographien bisher zumindest nur in unzureichender Weise erfolgt ist. Neuere österreichische erfahrungsgeschichtliche Studien haben in ähnlicher Weise, wie dies italienische Arbeiten tun – das zeigen die Ausführungen von Federico Mazzini –, deutlich herausgearbeitet, dass die Sinnstiftung des Krieges insbesondere in der überwiegenden Masse ländlich-bäuerlicher und proletarischer Soldaten schwer fiel und sich die Zustimmung in diesen sozialen Schichten sehr in Grenzen hielt. In beiden Staaten kam es zur Etablierung eines militärischen Repressionssystems, das den Möglichkeiten der militärischen Verweigerung enge Grenzen setzte und für viele von ihnen trotz fortschreitender Desillusionierung eine individuelle Flucht vor dem Krieg in der Praxis zu verunmöglichen schien. Nichtsdestotrotz sind die Zahlen beeindruckend: In Italien waren 800.000 militärgerichtliche Fälle und 160.000 Anklagen in Desertionsverfahren zu verzeichnen. In Österreich-Ungarn waren es ebenso unzählige viele. Und während infolge des italienischen Kriegseintritts diesseits, in den österreichisch-ungarischen Schützengräben der Alpenfront, ein bunt zusammengewürfeltes Kollektiv aus improvisiert eingezogenen, schlecht ausgerüsteten und ausgebildeten Formationen die künftige Verteidigung übernahm (das allerdings rasch durch reguläre Truppenkontingente verstärkt wurde), standen jenseits der Front – wie Federico Mazzini veranschaulicht – italienische Truppen, die ebenfalls schlecht auf diesen Krieg vorbereitet und zudem weder an das Leben in den Bergen gewöhnt noch dafür ausgebildet waren. Von Kriegsbeginn an fehlte es auch hier an allem: an geeigneten Monturen, an entsprechenden Transportwegen und auch an ausreichender Verpflegung.

Die sukzessive fortschreitende Desillusionierung und ein zunehmend traumatisch empfundener Kriegsalltag scheinen die gemeinsame Klammer in der

Kriegserfahrung österreichisch-ungarischer und italienischer Soldaten zu bilden – ein Kriegsalltag, der immer stärker von dem Spannungsverhältnis zwischen Soldaten und höheren Offizieren sowie dem Aufbegehren gegen das zunehmend als drakonisch empfundene militärische Disziplinierungsinstrumentarium gekennzeichnet war. Die Frage, inwiefern Caporetto und seine Folgen allerdings zu einer möglichen »Nationalisierung« der italienischen Soldaten beigetragen und sich soldatische Deutungen und Motivationen im Laufe des letzten Kriegsjahres verändert hatten, ist bis heute eine – im Übrigen auch von den Autorinnen und Autoren dieses Bandes – kontroversiell geführte Debatte geblieben. Neuere österreichische Forschungen haben indes in den letzten Jahren aufgezeigt, dass selbst für die multinationale k.u.k. Armee genuin nationale, politische oder ideologische Überzeugungen wohl eine geringere Rolle für militärische Verweigerungshaltungen zu spielen scheinen, als man in der Geschichtsschreibung lange wahrhaben wollte.¹⁴

Die Deutung des Krieges wurde nicht zuletzt auch durch die propagandistische Kriegführung geprägt, die in beiden Staaten im Laufe des Krieges ausgebaut und professionalisiert wurde. Sie involvierte Schriftsteller, Literaten, Intellektuelle und Wissenschaftler gleichermaßen, wie die Beiträge über die Darstellung des Krieges in der italienischen Literatur von Fabio Toderò und zur österreichisch-ungarischen Propaganda von Oswald Überegger zeigen. Die im Zuge der Propagandakriegführung stattgehabte Radikalisierung nationaler Stereotype und gegenseitiger Ressentiments stellte ein wesentliches Handicap für die österreichisch-italienischen Beziehungen nach 1918 und 1945 dar. In beiden Staaten war die Aufarbeitung der Geschichte des Ersten Weltkrieges zunächst durch militärische Interpretationen und politische Bedingtheiten konditioniert, das zeigen die schon mehrmals erwähnten Beiträge von Werner Suppanz für die österreichische und von Nicola Labanca für die italienische Seite, die die wechselvolle Entwicklung von Erinnerung, kollektivem Gedächtnis und eigentlicher (Weltkriegs-)Geschichtsschreibung der letzten hundert Jahre bis hin zum Centenaire von 2014 analysieren und damit einen wichtigen Schlusspunkt des Bandes setzen.

Abschließend gilt der Dank der Herausgeber allen, die das Vorhaben auf unterschiedliche Weise unterstützt haben. Die Arbeitsgruppe »Geschichte und

¹⁴ Vgl. beispielsweise: Richard Lein, *Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg*, Münster/Hamburg/Berlin/London 2011; Oswald Überegger, *Politik, Nation und Desertion. Zur Relevanz politisch-nationaler und ideologischer Verweigerungsmotive für die Desertion österreichisch-ungarischer Soldaten im Ersten Weltkrieg*, in: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 8 (2008) 2, S. 109–119.

Region/Storia e regione« hat die im Juni 2012 in Bozen veranstaltete Tagung organisiert und sich darüber hinaus um die Finanzierung der Übersetzungen der Beiträge ins Italienische bzw. Deutsche und der Drucklegung bemüht. Dem ehemaligen Präsidenten, Andrea Bonoldi, und der gewesenen geschäftsführenden Direktorin, Siglinde Clementi, sei deshalb an dieser Stelle ein großer Dank ausgesprochen. Ohne ihre maßgebliche Unterstützung des Projektes wäre dieses Buch nicht zustande gekommen. Die Finanzierung der Tagung erfolgte durch den großzügigen Beitrag der Abteilungen für Deutsche und Italienische Kultur der Autonomen Provinz Bozen sowie der Kulturabteilung der Stadtgemeinde Bozen, während die Finanzierung der Übersetzungen der Beiträge in die deutsche bzw. italienische Sprache durch einen finanziellen Beitrag der Autonomen Region Trentino-Südtirol und – wiederum – der Abteilung für Italienische Kultur der Autonomen Provinz Bozen bewerkstelligt wurde.

Die Drucklegung konnte durch einen großzügigen Beitrag der Abteilung für Deutsche Kultur der Autonomen Provinz Bozen und der Freien Universität Bozen finanziert werden.

Andrea Michler und Günther Gerlach haben die Texte in die jeweils andere Sprache übersetzt und damit einen wesentlichen Beitrag zur Realisierung dieses Bandes geleistet.

Schließlich sei auch den beiden Verlagen, Il Mulino (Bologna) und Böhlau (Wien/Köln/Weimar), gedankt, die an dieses Buchprojekt geglaubt haben.

DIE K. U. K. ARMEE AN DER SÜDWESTFRONT

Auch wenn das Eingreifen Italiens in den Ersten Weltkrieg, der »Intervento«, 1915 eine gefährliche Lage heraufbeschwor, so war der südliche Nachbar doch auch der Wunschgegner vieler in den Reihen des Militärs der Habsburgermonarchie. Für sie spielte der Kampf gegen Italien eine ganz besondere Rolle und das hatte nicht zuletzt mit der Vorgeschichte des Krieges zu tun.¹ Der italienische Nationalstaat war vor allem in Kriegen gegen die Habsburgermonarchie erkämpft worden. Auf die erfolgreiche Selbstbehauptung der österreichischen Macht in Italien und Ungarn 1848/49 folgte 1859 die Niederlage der habsburgischen Truppen gegen Piemont-Sardinien und dessen Verbündeten Frankreich, der Verlust der Lombardei und der Zusammenbruch der Herrschaft über die Toskana. Trotz militärischer Erfolge der österreichischen Land- und Seestreitkräfte gelang es 1866 dem jungen Königreich Italien als dem Verbündeten Preußens auch Venetien zu gewinnen. Die Schaffung des italienischen Nationalstaates war aber nicht nur auf Kosten der Habsburgermonarchie erreicht worden und schwächte deren Stellung als europäische Großmacht, sondern stellte auch die Weichen für die Umwandlung des Vielvölkerreiches in die Doppelmonarchie. Die Niederlage von Solferino 1859 erzwang den Abschied vom Neoabsolutismus und bereitete dem 1867 vereinbarten Ausgleich mit Ungarn den Weg. Damit waren diejenigen Kräfte innerhalb der Habsburgermonarchie nicht einverstanden, die sowohl die Aufwertung der Parlamente als auch den Dualismus ablehnten, der die weitgehende Selbstbestimmung Ungarns ermöglichte. Vor allem für die Machteliten in Wien, Kaiser Franz Joseph und andere Exponenten des Herrscherhauses, die Diplomaten der Habsburgermonarchie und die Militärführung, musste es spätestens nach 1866 so erscheinen, als hätten die Verlierer der Kämpfe 1848/49 sich nun nachträglich durchgesetzt. Dass dabei die Hilfe der Franzosen und der Preußen entscheidend gewesen war, nährte die

1 Zu Österreich-Ungarns Kriegführung im Ersten Weltkrieg vgl. Manfred Rauchensteiner, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz/Wien/Köln 1994; Bundesministerium für Landesverteidigung/Kriegsarchiv Wien (Hg.), *Österreich-Ungarns letzter Krieg*. Bde. 1–7, Registerband, Ergänzungshefte 1–10, Beilagenbände 1–7, Wien 1931–1938. Zur Kriegführung Österreich-Ungarns gegen Italien vgl. beispielsweise Alexander Jordan, *Krieg um die Alpen. Der Erste Weltkrieg im Alpenraum und der bayerische Grenzschutz in Tirol*, Berlin 2008.

Verbitterung. Respekt erwies man den siegreichen Italienern daher nicht, sondern pflegte Ressentiments.

DIE K.U.K. ARMEE VOR 1914

Gerade für die Militärelite der Habsburgermonarchie war es schmerzlich, zu beobachten, wie die Erfolge von 1848/49, als die kaiserlichen Truppen die Herrschaft der Dynastie gerettet hatten, zunichte gemacht wurden. Zum Verlust an Prestige kam noch, dass sich in der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn die Streitkräfte in weit höherem Maße von politischen Zwängen eingengt sahen als bisher. Schon die Struktur des Heeres stellte sich unter den Bedingungen des Dualismus als komplizierter dar. Neben einer gemeinsamen Armee, die sich seit 1889 »kaiserlich und königlich« oder eben kurz »k.u.k.«, zu nennen hatte, existierten noch zwei weitere Organisationen der Landstreitkräfte. In jedem Teil der Doppelmonarchie wurden zusätzliche Wehrstrukturen eingeführt, die österreichische Landwehr und der ungarische Honvéd. War für die k.u.k. Armee ein gemeinsames Kriegsministerium in Wien zuständig, so wurden Landwehr und Honvéd von jeweils eigenen Landesverteidigungsministerien in Budapest und Wien verwaltet. Die Finanzierung der Streitkräfte erfolgte auf dem Weg über drei verschiedene Budgets, die vom ungarischen Reichstag, dem österreichischen Reichsrat und den aus diesen beiden Parlamenten entsandten und gemeinsam beschließenden Delegationen bewilligt werden mussten. Die Krone und die von ihr eingesetzte Exekutive wirkten an diesen Entscheidungsprozessen mit und die Zustimmung des Monarchen war verfassungsrechtlich erforderlich. In komplizierten Verfahren mussten die wichtigsten wehrpolitischen Maßnahmen ausgehandelt werden.

Bei größeren Auseinandersetzungen um die Stellung Ungarns innerhalb der Doppelmonarchie Anfang des 20. Jahrhunderts geriet die Wehrpolitik zum Zankapfel zwischen Budapest und Wien. Die Erhöhung der Truppenzahlen und der Ausgaben für moderne Waffen blieb dabei bis 1912 auf der Strecke. Der Ausbau der Marine, die von einer Abteilung des Kriegsministeriums zentral geleitet wurde, ließ sich leichter durchsetzen. Die Begeisterung von Teilen der Öffentlichkeit für die Flotte und industriepolitische Interessen erlaubten die verstärkte Seerüstung in Österreich-Ungarn genau wie bei anderen Großmächten der damaligen Zeit. Die Selbstblockade des wehrpolitischen Entscheidungsprozesses führte jedoch dazu, dass die für die Sicherheit Österreich-Ungarns

viel bedeutenderen Landstreitkräfte unzureichend ausgebaut und ausgerüstet waren. Das Umdenken in Ungarn unter István Tiszas starker Führung begann erst mit den Balkankriegen 1912/13, als klar wurde, in welcher prekären politischen und militärstrategischen Lage sich die Habsburgermonarchie befand. Die nun einsetzende Aufrüstung kam jedoch zu spät und blieb zu zaghaft, um den Rückstand gegenüber den Armeen der übrigen Großmächte Kontinentaleuropas auszugleichen. Als 1914 der Weltkrieg begann, zeigte sich der Mangel an moderner Feldartillerie und an Truppen, insbesondere das Fehlen von Reserveformationen. Schlechter vorbereitet als Österreich-Ungarn waren weder Deutsche und Franzosen, noch Russen und Serben. Nicht einmal Italien gab relativ zu seiner Wirtschaftsleistung weniger für seine Streitkräfte aus. Schuld an der vergleichsweise unzureichenden Nutzung des Potentials an Menschen und Geldmitteln trugen, so schien es vielen Militärs, die Strukturen des Dualismus und die Kurzsichtigkeit der Politiker.²

Die Habsburgermonarchie wies verfassungspolitische Besonderheiten auf, die sich in der Struktur ihrer Streitkräfte spiegelten. Dennoch folgte sie in der zentralen Frage der Truppenrekrutierung dem Grundmuster, das sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem europäischen Kontinent durchsetzte. Nach dem Vorbild Preußens wurde 1868 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Auch die Ausgestaltung des Reserveoffizierswesens und der territorialen Gliederung der Truppenergänzung waren von Preußen inspiriert. Gleiches galt für die Einrichtung eines Generalstabs, der für die Vorbereitung auf den Kriegsfall verantwortlich zeichnete und daher auch für Ausbildung, Manöver und die Auswahl von Führungsnachwuchs für die Landstreitkräfte Sorge trug. Während Verwaltung und Budget in die Zuständigkeit von drei verschiedenen Ministerien fielen, stellte der Generalstab die entscheidende Klammer des Heeres dar. Im Krieg kam dem Chef des Generalstabes denn auch folgerichtig die Aufgabe zu, die Operationen der Streitkräfte zu lenken, auch wenn der nominelle Oberbefehl in den Händen eines Mitglieds des Herrscherhauses lag. Im Frieden zählte es dementsprechend zu den vornehmsten Pflichten des Generalstabes, auf der Grundlage einer Beurteilung der Bedrohungslage und der eigenen militärischen Ressourcen, Kriegspläne zu entwickeln.

2 Vgl. Günther Kronenbitter, »Krieg im Frieden«. Die Führung der k. u. k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906–1914, München 2003, S. 145–150.

KRIEGSFALL »I« :

MILITÄRISCHE PLÄNE FÜR EINEN KRIEG GEGEN ITALIEN

Die ersten Versuche der k.u.k. Armee in den 1870er Jahren, einen künftigen Krieg durch detaillierte Pläne bereits im Frieden vorzubereiten, richteten sich gegen Russland, nicht gegen Italien. Bald jedoch wurde auch ein Krieg gegen das südliche Nachbarkönigreich systematisch vorbereitet. Die wichtigsten Elemente solcher Vorbereitungen betrafen genaue Pläne der Mobilisierung und des Transports der Truppen an den Kriegsschauplatz, ihre Bereitstellung in den Aufmarschräumen und die Zielrichtung der ersten größeren Operationen. Dabei spielten die Lage der Bevölkerungszentren, Eisenbahnverbindungen in frontnahe Zonen und die geographischen Besonderheiten des möglichen Kriegsschauplatzes eine wichtige Rolle. Mit welchen Kräften und mit welchen Absichten des Gegners zu rechnen war, musste dabei stets bedacht werden. Schließlich hing aber auch viel davon ab, wie stark die eigenen militärischen Kräfte sein würden, und dies wiederum entschied sich vor allem daran, wie sehr Österreich-Ungarns Heere auch an anderen Fronten gebunden sein würden. Durch ihre zentrale Lage in Europa und durch die politischen Spannungen mit vielen ihrer Nachbarn sah sich die Habsburgermonarchie einer ganzen Reihe von möglichen Feinden gegenüber. Von der neutralen Schweiz ging keine Gefahr aus und seit dem Abschluss des Zweibundvertrages 1879 auch vom Deutschen Reich nicht mehr. Alle anderen Nachbarstaaten stellten jedoch potentielle Gegner dar, und es war Ziel der Kriegsplanungen Österreich-Ungarns dafür angemessen Vorsorge zu treffen. Das galt auch für Italien.

Italien war zwar seit 1882 im Dreibund eine sicherheitspolitische Partnerschaft mit Deutschland und der Habsburgermonarchie eingegangen, aber die Führung und teilweise auch die öffentliche Meinung Österreich-Ungarns trauten der Zuverlässigkeit des Verbündeten nicht. Die Erinnerungen an 1848/49, 1859 und 1866 belasteten das Verhältnis zwischen den beiden Nachbarn. Auch bestand in Österreich-Ungarn die Sorge, Italien könnte versuchen, sich die ganz oder teilweise italienischsprachigen Gebiete der Habsburgermonarchie einzuverleiben. Dazu kam in den letzten Friedensjahren noch eine zunehmend deutlich werdende Rivalität zwischen den beiden Dreibundpartnern um die Vorherrschaft auf der westlichen Balkanhalbinsel. Der machtpolitische Niedergang des Osmanischen Reiches ermöglichte nicht nur diese Konkurrenz um Einflusszonen auf dem Balkan, sondern im gesamten östlichen Mittelmeerraum. Der Rüstungswettlauf zur See, auf den sich Italien und Österreich-

Ungarn einließen, war mit diesem Ringen um Macht und Einfluss eng verknüpft.

Der Dreibundpartner Deutschland sah diese Entwicklung mit Sorge. Von Berlin aus betrachtet, zählten die großen strategischen Fragen nach den Kräfteverhältnissen zwischen dem Dreibund, dem auch Rumänien zugerechnet wurde, und dem Bündnisystem um Frankreich und seinem Alliierten Russland. Durch die Verständigung Großbritanniens zuerst mit Frankreich 1904 und dann mit Russland 1907 zeichnete sich eine Tripleentente ab, die im Kriegsfall auch auf Serbien und Montenegro würde bauen können. So war es nur konsequent, dass Deutschland eine gravierende Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Rom und Wien zu verhindern suchte, trotz des Libyen-Krieges der Italiener 1911/12. Absprachen über eine Kooperation der Mittelmeerflotten der Dreibundmächte und über den Transport italienischer Truppen an die deutsche Westfront im Fall eines Krieges gegen Frankreich waren Ausdruck dieser Bemühungen. Trotz der Vorbehalte, die in den politischen und militärischen Eliten der Habsburgermonarchie gegen Italien bestanden, ging Österreich-Ungarn auf diese deutschen Initiativen ein. Als bei Kriegsbeginn 1914 klar wurde, dass Italien sich nicht an die Seite der beiden anderen Dreibundmächte stellen würde, weigerte sich die Habsburgermonarchie sehr zum Ärger Deutschlands jedoch, die Neutralität des Nachbarkönigreichs durch großflächige territoriale Zugeständnisse zu erkaufen. Der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 traf Österreich-Ungarn zwar zu einem ungünstigen Zeitpunkt, als der Großteil der Truppen an der Ostfront gegen das Zarenreich gebraucht wurde; gänzlich unvorbereitet waren die Streitkräfte der Habsburgermonarchie jedoch nicht. Dafür hatte die Wiener Militärführung gesorgt.

In den letzten Friedensjahren wurde die Militärpolitik Österreich-Ungarns vor allem von Erzherzog Franz Ferdinand, dem Thronfolger und Generalinspektor aller Streitkräfte, und von Franz Conrad von Hötzendorf, dem Chef des Generalstabes, geprägt. Beide waren ausgesprochene Gegner Italiens. Erzherzog Franz Ferdinand setzte besonders auf den raschen Ausbau der Flotte, um dem Nachbarn militärisch überlegen zu sein. Conrad verdankte seinen kometenhaften Aufstieg zur herausragenden militärischen Führungsgestalt Österreich-Ungarns zunächst seinem Ruf als besonders begnadeter Experte für Taktik. Bei den Kaisermanövern in Tirol 1905 stellte er seine Fähigkeiten vor den Augen des Thronfolgers unter Beweis. Franz Ferdinand, der Conrad bereits zuvor in Triest als Regimentskommandant und dann Brigadier kennengelernt hatte, setzte 1906 die Ernennung des inzwischen zum Kommandanten der 8. Infanteriedivision beförderten Conrad zum neuen Generalstabschef der k. u. k. Armee

durch. Nun versuchte Conrad, durch die Ausbildung und Auswahl der Generalstabsoffiziere, die Schulung der Truppen und die Anpassung der Gefechtsreglements, die k. u. k. Armee auf einen modernen Krieg vorzubereiten. Das Lösungsrezept für alle wichtigen Probleme der Kriegführung, das Conrad dem Offizierskorps einzuimpfen trachtete, war die Offensive. Dies entsprach ganz der Anfang des 20. Jahrhunderts auch bei anderen Großmachtarmeen verbreiteten Anschauung, dass auch in Zeiten erhöhter Feuerkraft der Angriffsgeist über Erfolg oder Misserfolg im Krieg entscheide. Immerhin war Conrad nicht blind für die Auswirkungen von Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren auf die Schlachten der Zukunft. Er betrieb nicht nur eine bessere Schulung von Truppe und Führung, sondern forderte auch die Erhöhung der Truppenzahl und eine forcierte Artillerierüstung. Die Hindernisse, vor denen die Rüstungspolitik Österreich-Ungarns stand, sorgten jedoch dafür, dass die Ausstattung der Landstreitkräfte 1914 nicht zu jener Art von Kriegführung passte, auf die Conrad das Offizierskorps vorbereitet hatte.

Conrads unermüdliches, wenn auch nur begrenzt erfolgreiches Bestreben, die Kampfkraft der k. u. k. Armee zu steigern, galt natürlich nicht nur Italien, aber dem Kriegsfall »I«, also gegen Italien, kam in den Vorbereitungen der k. u. k. Armee unter Conrad großes Gewicht zu. Die Erfahrung in Triest, einer Stadt, in der die Habsburgerherrschaft und mit ihr die k. u. k. Armee von großen Teilen der italienischen Bevölkerung mit wenig Zuneigung rechnen konnte, ließ in Conrad schon früh die Überzeugung reifen, dass ein Krieg mit Italien früher oder später unvermeidlich sei. Als Divisionskommandant in Innsbruck hatte er sich mit der Sicherung Tirols und mit Operationsplänen für den Kriegsfall befasst. Bezeichnenderweise war es der Kriegsfall »I«, den der neue Generalstabschef als Erstes bearbeiten ließ. Nicht nur waren die Pläne für diesen Kriegsfall die ersten, die Conrad nach seiner Ernennung zum Generalstabschef in Angriff nahm. Conrad förderte auch den Ausbau eines Gürtels moderner Befestigungen an der Grenze zu Italien und die Entwicklung der für diese Festungen bestimmten schweren Artillerie. Angesichts knapper Kassen sprach die Schwerpunktsetzung für die große Bedeutung, die Conrad den Kriegsvorbereitungen gegen Italien beimaß.

Es war wohl kaum Hass auf die italienische Nation, die ihn dabei motivierte; immerhin stammte seine langjährige Geliebte und spätere zweite Ehefrau selbst aus einer italienischen Familie. Entscheidend war vielmehr das sozialdarwinistische Weltbild Conrads, der den Kampf der Völker für ihre nationalen Interessen als Daseinsgesetz betrachtete und daher davon ausging, dass der italienische

Nationalstaat gar nicht anders könne, als die Zerschlagung des Vielvölkerreiches der Habsburger und die territoriale Expansion nach Norden und Osten zu betreiben. So plädierte er immer wieder dafür, Italien zuvorzukommen und es militärisch niederzuwerfen, solange es die innere Geschlossenheit und die Stärke der k. u. k. Armee noch zuließ. Nicht zufällig stürzte Conrad Ende 1911 über sein fortgesetztes Drängen auf einen Angriffskrieg im Süden. Nach seiner Wiederernennung ein Jahr später rückten andere Bedrohungsszenarien in den Vordergrund, aber weder er noch Erzherzog Franz Ferdinand noch das Gros der Militärelite rückten von ihrer Grundhaltung ab: Der Krieg gegen Italien war der eigentliche Wunschkrieg der k. u. k. Armee – er erschien leichter zu gewinnen als der Kampf gegen das Zarenreich, versprach mehr militärischen Ruhm als die Niederrichtung Serbiens und bot zudem die Möglichkeit einer historischen Revanche für 1859 und 1866 sowie zur Ausschaltung eines missliebigen Konkurrenten im östlichen Mittelmeerraum und auf dem Balkan.

DER ITALIENISCHE »INTERVENTO« UND DIE KÄMPFE AN DER SÜDWESTFRONT

Stattdessen fand sich die k. u. k. Armee im Frühsommer 1915 angesichts des »Intervento« einer gänzlich anderen strategischen Situation gegenüber als Conrad oder der 1914 in Sarajevo ermordete Thronfolger es sich vorgestellt hatten, wenn sie an den Wunschkrieg gegen Italien dachten. Der Angriff auf Serbien war 1914 zweimal kläglich gescheitert, die Anfangsoffensive des Krieges gegen Russland bald zusammengebrochen, Galizien weitgehend vom Feind besetzt und der russische Gegner nur mit größter Mühe und unter enormen Verlusten vom Vorstoß ins Herz der Habsburgermonarchie abzuhalten. Die als Eliteeinheiten angesehenen Tiroler Kaiserjäger-Regimenter hatten in Galizien viele Offiziere und Soldaten verloren, die schwere Artillerie, die an der Ostfront nicht viel nutzte, war teilweise an die Deutschen ausgeliehen worden und die Festungsbauten im Südwesten waren über Monate hinweg ähnlich nutzlos geblieben wie die teuer erworbene Schlachtflotte. Die unzureichende Ausstattung der Truppen mit moderner Feldartillerie und Führungsmängel auf allen Ebenen hatten einen hohen Preis gefordert. Innerhalb weniger Monate war das im August 1914 ins Feld gezogene Heer durch extrem hohe Verluste praktisch nicht mehr wiederzuerkennen: Nur mit immer neuen Ersatzmannschaften und dank der Reserveoffiziere konnte die Habsburgermonarchie den Kampf fortsetzen.

Verloren gegangen war bis zum Frühjahr 1915 aber auch die sicherheitspolitische Selbständigkeit, denn ohne deutsche Unterstützung schien weder Russlands Vormarsch aufzuhalten noch Serbien niederzuwerfen zu sein. Nun suchten die Heeresleitungen Deutschlands und Österreich-Ungarns mit einem Durchbruch die Lage im Osten grundlegend zu verbessern. Zur Vorbereitung dieser Offensive musste die k.u.k. Armee die verfügbaren Ressourcen an der Ostfront konzentrieren und das zu einer Zeit, als sich bereits abzeichnete, dass Italien nicht mit Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern mit den Entente-Mächten handelseins werden und in den Krieg eingreifen würde. An den Angriffsvorbereitungen gegen Russland wurde dennoch festgehalten. Das große Risiko, das Conrad und das österreichisch-ungarische Armeekommando, kurz AOK genannt, dabei eingehen mussten, sollte sich lohnen. Bei Gorlice-Tarnów gelang der Durchbruch durch die russische Front und damit eine deutliche Verbesserung der strategischen Lage. Den Italienern, die Ende Mai mit den Operationen gegen die k.u.k. Armee begannen, blieb ein solcher Erfolg hingegen verwehrt – letztlich bis Ende Oktober 1918.

Der italienische Generalstabschef Luigi Cadorna hatte sich für einen Angriffsschwerpunkt im Osten der Front entschieden. Gegen den Süden des Kronlandes Tirol und in den Karnischen Alpen wurde zwar ebenfalls offensives Vorgehen befohlen, aber die dafür vorgesehenen Truppen waren schon zu weiträumig auf diesen mehr als 500 km langen Grenzabschnitt verteilt und zahlenmäßig zu schwach, um weiter greifende Operationen durchzuführen. In den Plänen Cadornas bildeten die westlichen Frontabschnitte nur die linke Flanke der Hauptmacht seines Heeres bei den eigentlich ausschlaggebenden Operationen. Die italienische Ostgrenze, die in der Nähe des Flusses Isonzo von den Julischen Alpen bis zur Adria verlief, war dagegen von zentraler Bedeutung. Hier, auf einer Frontlänge von rund 90 km, setzte die Heeresleitung Italiens das Gros der verfügbaren Kräfte ein, mit dem Ziel, nach Überwindung der österreichisch-ungarischen Verteidigungslinien im Grenzraum rasch nach Laibach und Triest vorzustoßen. Anschließend sollte der Weg in die Kerngebiete der Habsburgermonarchie um Wien und Budapest freigekämpft werden. Zunächst aber bedurfte es der Einnahme der Hochebene von Doberdó im slowenischen Karst. Hier begann, genau einen Monat nach Kriegsbeginn, die erste italienische Großoffensive. Die Verzögerungen beim Aufmarsch und das halbherzige Ausnutzen der Angriffsmöglichkeiten durch die unteren Führungsebenen in den ersten Wochen nach Kriegsbeginn beraubten die Italiener eines Teils ihres Vorsprungs. Die k.u.k. Armee hatte zum Zeitpunkt des Angriffs ihre grenznahen

Stellungen bereits soweit beziehen können, dass die Abwehr der zahlenmäßig deutlich überlegenen Gegner im südlichen Isonzo-Gebiet möglich wurde.

Die Abwehr der italienischen Anfangsoffensive lag trotzdem in den Händen schwacher Kräfte, die auch nach der Verlegung von Truppen aus dem Balkanraum den Italienern zahlenmäßig weit unterlegen blieben. Dem frisch zum Generaloberst beförderten Erzherzog Eugen, dem Oberbefehlshaber der neuen Front gegen Italien, standen durch die Verlegung der 5. Armee und anderer Truppen bald rund 225.000 Mann zur Verfügung, zudem 640 Feldgeschütze. Gegliedert war die Front in die drei Abschnitte: die 5. Armee am Isonzo, die Armeegruppe Rohr an der Kärntner Grenze und das Landesverteidigungskommando Tirol unter General Viktor Dankl. Dankl hatte zuvor an der Nordostfront die 1. Armee befehligt und bei Krasnik 1914 einen frühen – und seltenen – Erfolg im Kampf gegen die Armee des Zarenreichs erzielt. Die wohl wichtigste und die zweifellos umstrittenste Führungspersönlichkeit an der Südwestfront war der neue Kommandant der 5. Armee, der Kroat Smetko Borojević von Bojna, der bislang die 3. Armee gegen die Russen befehligt hatte. Er erlangte durch die Defensiverfolge gegen die Italiener bald erhebliche Popularität in der Heimat und ließ sich gerne zum »Löwen vom Isonzo« stilisieren. Seine Beführung erntete unter Experten jedoch heftige Kritik, am deutlichsten von Alfred Krauss, dem früheren Kommandanten der Kriegsschule und Generalstabschef der Balkanstreitkräfte, der Borojević als einen ebenso einfallslosen wie rabiatischen militärischen Führer ansah. Krauss, der Erzherzog Eugen als Generalstabschef an der Südwestfront diente, stieß sich an den Entscheidungen Borojevićs, verabscheute ihn aber auch persönlich und »nannte Borojević einen Truppenmörder.«³ Mit dieser abschätzigen Bewertung stand der seinerseits als schwieriger Charakter geltende Krauss allerdings nicht allein.

Was es überhaupt möglich machte, dass Borojević der Öffentlichkeit als »Löwe« in Erinnerung bleiben konnte, war die überraschend erfolgreiche Abwehr der immer wieder vorgetragenen Angriffe der Italiener am Isonzo, bei der die 5. Armee die Schlüsselrolle spielte. Das war nach den schlechten Erfahrungen im Kampf gegen die Russen 1914/15 eine geradezu unverhoffte Leistung der fast immer in krasser Unterzahl kämpfenden Truppen der Habsburgermonarchie. Während Cadorna nach Abschluss des Aufmarsches das Gros seines über eine Million Mann starken Feldheeres am Isonzo einsetzte, blieben die Ressour-

3 Peter Broucek (Hg.), Ein österreichischer General gegen Hitler. Feldmarschalleutnant Alfred Jansa. Erinnerungen, Wien/Köln/Weimar 2011, S. 268.

cen der 5. Armee bescheiden. Trotz furchtbar hoher Verluste behaupteten sich die österreichisch-ungarischen Verbände in insgesamt elf Isonzo-Schlachten weitgehend und verhinderten, dass Cadorna sein strategisches Ziel, den Durchbruch in das Zentrum der Habsburgermonarchie, erreichen konnte. Die ersten vier Schlachten wurden noch 1915 geschlagen, fünf weitere im folgenden Jahr. Mit Ausnahme der sechsten Isonzo-Schlacht im Sommer 1916, als Görz eingenommen wurde, blieben den Italienern größere Geländegewinne verwehrt.

Schon im Sommer des ersten Kriegsjahres wandelte sich der Bewegungszum Stellungskrieg, der durchaus an die Westfront erinnerte. Allerdings machte das steinige Gelände im Karst den Bau wirkungsvoller Schützengräben weitaus schwerer. Auch führte der Boden aus Kalkstein dazu, dass die Wirkung von Sprenggranaten durch umherfliegende Gesteinssplitter erheblich verstärkt wurde. Bis zur Einführung von Stahlhelmen kam es dadurch insbesondere zu zahlreichen schweren Kopfverletzungen. Das zerklüftete, unwegsame und felsige Gelände im Hinterland der Adriaküste stellte auch die Logistik vor besondere Herausforderungen, denn nicht nur fehlte es an Wasserquellen und war das Verlegen von geschützten Wasserleitungen durch die Bodenbeschaffenheit erschwert, sondern auch alle anderen benötigten Güter mussten mühsam zu den vorderen Linien transportiert werden. Nur eine große Zahl von Trägern, die sich den Gefahren des feindlichen Feuers ausgesetzt sahen, ermöglichte die Versorgung der Fronttruppen. Ähnlich wie an der Westfront bildeten aber auch am Isonzo die Staffelung von Defensivlinien, das Bereithalten ausreichender Reserven, die Ausstattung mit modernen Geschützen und ausreichender Munition sowie das geschickte Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie wesentliche Faktoren, die über Sieg oder Niederlage entschieden.

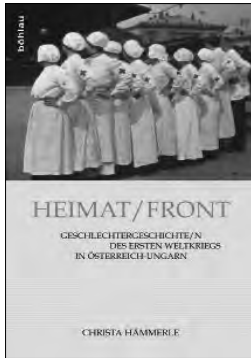
Obwohl die italienische Führung oft unglücklich agierte und es zumindest in den Anfangsmonaten des Krieges bei Offizieren wie Truppen erkennbar an Kampferfahrung mangelte, kamen die Angreifer doch voran. Die Eroberung von Görz hatte dies bereits gezeigt und noch deutlicher wurde die zunehmende Wirksamkeit der italienischen Angriffe in der zehnten und der elften Isonzo-Schlacht 1917. Beträchtliche Geländegewinne der Italiener im Raum nördlich von Görz brachten die österreichisch-ungarischen Verteidiger in Bedrängnis, auch wenn sich Borojevičs 5. Armee im südlichen Karst halten konnte. Je mehr die Italiener ihre Angriffstaktik verbesserten und je erdrückender ihre Überlegenheit nicht nur bei den Truppenzahlen, sondern auch bei der Artillerieausstattung wurde, desto mehr konnte sich die k.u.k. Armee nur mehr durch Widerstandswillen und Opferbereitschaft behaupten. Unter den Soldaten der

Habsburgermonarchie war der Kampf gegen das als »Verräter« an seinen Verbündeten betrachtete Italien populär; für die Südslawen in der k. u. k. Armee ging es zudem um die Verteidigung ihrer Heimat gegen einen Aggressor – ganz ähnlich wie bei den deutschsprachigen Tirolern. So blieben Desertionen wie Meutereien bis ins letzte Kriegsjahr hinein selten. In Borojević besaß Österreich-Ungarn an der Isonzo-Front einen Kommandanten, der ohne großes Zögern dazu bereit war, jeden Geländestreifen mit äußerster Konsequenz zu halten, auch wenn dies seinen Truppen Opfer abverlangte, die sich die k. u. k. Armee angesichts schwindender Mannschaftsreserven eigentlich immer weniger leisten konnte. Im Sommer 1917, nach elf Abwehrschlachten, stand die österreichisch-ungarische Isonzo-Front vor dem Zusammenbruch. Mit seiner Art der Führung, die kaum Rücksicht auf das Wohl seiner Soldaten nahm, war Borojević keine Ausnahme unter den Feldherren des Ersten Weltkrieges. Er verkörperte aber, wie kaum ein anderer unter den Generälen der k. u. k. Armee, die Selbstbeschränkung auf das starre Festhalten an Stellungen im Abnutzungskrieg. Kritikern wie Alfred Krauss musste er daher als wenig initiativ und ideenlos erscheinen.⁴

DER KRIEG IM GEBIRGE UND DIE »STRAFEXPEDITION«

Mangel an Ideen und an Initiative konnte man dagegen Conrad nicht vorwerfen. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz standen die österreichisch-ungarischen Truppen in den ersten Monaten nach dem Beginn der Kampfhandlungen dem Gegner fast völlig allein gegenüber. Italien hatte sich bewusst dafür entschieden, zunächst nur der Habsburgermonarchie den Krieg zu erklären. So sollte ein Zusammenstoß mit dem gefürchteten deutschen Heer möglichst vermieden werden. Die deutsche Unterstützung für die k. u. k. Armee war dementsprechend zunächst sehr begrenzt. Die deutsche Oberste Heeresleitung, kurz OHL, unter General Erich von Falkenhayn entschloss sich noch im Mai 1915, dem Verbündeten durch die Entsendung des neu gebildeten Deutschen Alpenkorps zu helfen, die ersten italienischen Attacken abzuwehren. Unter dem Befehl des bayerischen Generals Konrad Krafft von Dellmensingen kam das Alpenkorps schon im Frühsommer 1915 an der Tiroler Front zum Einsatz, um der k. u. k. Armee in den ersten Kriegsmonaten Zeit für den Aufbau einer starken Verteidigung zu verschaffen. Im Herbst übernahmen jedoch bereits k. u. k. Truppen den Abschnitt

4 Vgl. Martin Schmitz, »Als ob die Welt aus den Fugen ginge.« Kriegserfahrungen österreichisch-ungarischer Offiziere im Ersten Weltkrieg, Diss. Augsburg 2012, S. 160–162.



CHRISTA HÄMMERLE

HEIMAT/FRONTGESCHLECHTERGESCHICHTE/N DES
ERSTEN WELTKRIEGES IN ÖSTERREICH-
UNGARN

Die Katastrophe des Ersten Weltkriegs zeigt sich erst dann umfassend, wenn die engen Verschränkungen zwischen „Front“ und „Heimatfront“ als Voraussetzung moderner Kriegsführung berücksichtigt werden. Auf der Basis einer großen Bandbreite von Selbstzeugnissen macht das Buch die Militarisierung der gesamten Gesellschaft – von Männern wie von Frauen und Kindern – sowie verschiedene Kriegsalltage und Gewalterfahrungen sichtbar. Es handelt von k. u. k. Mannschaftssoldaten und Offizieren ebenso wie von Armeeschwestern und Rotkreuzhelferinnen, den „Liebesgaben“ für die Soldaten herstellenden Schulmädchen und in der „Kriegsfürsorge“ engagierten Frauen. Insgesamt bietet der Band neben einer kritischen Forschungsbilanz eine facettenreiche Frauen- und Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn.

2014. 279 S. 8 S/W-ABB. BR. 135 X 215 MM. | ISBN 978-3-205-79471-4



WOLFRAM DORNIK,
JULIA WALLECZEK-FRITZ,
STEFAN WEDRAC (HG.)

FRONTWECHSEL
ÖSTERREICH-UNGARNS
„GROSSER KRIEG“ IM VERGLEICH

Mit seiner breit angelegten Perspektive auf die Geschichte des Ersten Weltkrieges folgt der vorliegende Sammelband den aktuellen Trends der internationalen Weltkriegsforschung. Die Autoren untersuchen nicht nur die sogenannte „Heimatfront“ des Ersten Weltkrieges, sondern werfen gleichermaßen einen Blick auf andere Kriegsschauplätze. Die zwanzig Beiträge versuchen die Ereignisse zwischen 1914 und 1918 sowohl in die langen Linien des 19. und 20. Jahrhunderts einzubetten, wie auch die oft an die nationalstaatlichen Perspektiven gebundenen Grenzen aufzubrechen. Als Ergebnis liegen nun neue Einblicke vor, die diesen ersten weltumspannenden Krieg, der das gesamte folgende Jahrhundert prägte, in einem neuen Licht erscheinen lassen.

2014. 466 S. 6 GRAFIKEN. GB. 155 X 235 MM | ISBN 978-3-205-79477-6



Der italienische Kriegseintritt im Mai 1915 eröffnete im Süden Europas eine neue Front, die von der Weltkriegsgeschichtsschreibung lange vernachlässigt wurde. Hundert Jahre nach Beginn des Ersten Weltkrieges stellt dieser Band darum einen wichtigen Beitrag zur Analyse des österreichisch-italienischen Krieges in den Alpen und am Isonzo dar. Ausgewiesene Historikerinnen und Historiker aus Österreich, Deutschland und Italien beschäftigen sich – jeweils in Parallelgeschichten – mit sechs zentralen Themenbereichen der Weltkriegsgeschichte in den beiden Staaten: der Rolle von Regierung und Politik, der militärischen Kriegführung, der Erfahrungsgeschichte der Soldaten, der Geschichte von gesellschaftlicher Mobilisierung und Propaganda sowie der Kriegserinnerung und der Geschichtsschreibung bis in die Gegenwart.

